

det. Der 29. Oktober 1923 war – entgegen Steinforts einleitendem Satz (S. 9) – sicherlich kein Schock für die literarische Öffentlichkeit; und der Mangel an Tonträgern aus der Zeit des Weimarer Rundfunks ist kein Ergebnis von Löschaktionen (S. 32), sondern der gerade erst einsetzenden und lange Zeit noch schwer zu handhabenden Speichertechnik geschuldet. Solche Unachtsamkeiten sind zu bedauern. Der Mangel, eine übergreifende Fragestellung konsequent durch die Materialfülle hinweg zu verfolgen, ist zu beklagen. Eine systematische Auseinandersetzung mit der Frage, wie Autoren mit unterschiedlichem Berufsverständnis und Arbeitsalltag auf die Einführung eines neuen Mediums reagierten, steht noch aus.

Hans-Ulrich Wagner

Tanja Thomas (Hrsg.)

Medienkultur und soziales Handeln

Medien – Kultur – Kommunikation

Unter Mitarbeit von Marco Höhn

Wiesbaden: VS, 2008. – 321 S.

ISBN 978-3-531-15128-1

Der Titel der Aufsatzsammlung verweist auf zwei Problemfelder, die in aller Regel getrennt verhandelt werden: Der Begriff der Medienkultur referiert auf das Konzept der Beobachtung von Kultur eben als Medienkultur, das seit den späten 1980er Jahren diskutiert wird. Es geht zurück vor allem auf Studien von S. J. Schmidt und wurde mittlerweile weitergeführt in einer Reihe von Forschungsprojekten. Ein zweites Problemfeld zeigt die Formulierung „soziales Handeln“ an, das durch die (heimtückische) Kopula „und“ mit Medienkultur verkoppelt wird. Der Untertitel spricht mit den Begriffen *Medien – Kultur – Kommunikation* weitere, in den letzten Jahrzehnten breit verhandelte und sich überschneidende Problembereiche an. Ein solcher Titel fordert also zur Begriffsschärfung auf und lässt sie erwarten.

Dieser Aufgabe stellen sich vor allem die ersten beiden Beiträge, im Untertitel „Begriffsarbeiten zur Theorieentwicklung“ – in Sonderheit der erste. In beiden Beiträgen werden Gesichtspunkte zusammengetragen, die aus den Debatten der letzten Jahrzehnte bekannt sind. Dies muss kein Nachteil sein, da für dieses komplexe Feld ein systematischer Forschungsbericht durchaus hilfreich sein könnte. Allerdings mangelt es in beiden Beiträgen an einer systematischen Argumentation, die Probleme in ihrem Stellenwert bezeichnet, einordnet und darauf aufbauend Themen- und Problemhäufun-

gen sortiert. Stattdessen werden ganz unterschiedliche Referenzen angeführt, ohne ihre jeweilige Position im Argumentationsverlauf des Beitrags zu erläutern. So gibt es den Verweis auf S. J. Schmidt, der in einschlägigen Studien das Konzept von Medienkultur entwickelt hat, doch zugleich rekurrieren die Verfasser zustimmend auf Raymond Williams' vielfach verhandelte und kritisierte Definition von Kultur als „a whole way of life“, die aber nicht in ihrer Differenz zu Schmidts kulturtheoretischen Überlegungen gesetzt wird. Es wird von einem „cultural turn“ der Sozialwissenschaften gesprochen, ohne dass dieser präzisiert wird. Es wird auch nicht darauf eingegangen, ob und inwiefern dieser „turn“ wie so mancher andere lediglich auf neue Aspekte verweist oder ob er tatsächlich ein neues Paradigma begründen könnte. Der Leser gewinnt in der Lektüre dieser beiden ersten Beiträgen ein weiteres Mal die verdrießliche Einsicht, dass, sobald es um Kultur und Soziales, um Medien und Gesellschaft, um Alltag und Medien, Kultur und Alltag und um deren jeweils „integrative Vorstellung“ (S. 23) geht, alles mit allem zusammenhängt.

Die Publikation geht auf eine gleichnamige Ringvorlesung zurück, die im Wintersemester 2005/2006 an der Universität Lüneburg stattgefunden hat. Ringvorlesungen können unterschiedliche Funktionen erfüllen; eine gewisse Systematik, ein nachvollziehbares Konzept sollten sie allerdings in jedem Fall verfolgen. Ein solches Konzept wird weder in den ersten beiden Beiträgen noch im Gesamtaufbau der Studie sichtbar. Die ersten beiden Beiträge stellen große Themen und Probleme allzu assoziativ und knapp nebeneinander und kommen zu der populären Einsicht: „Further research is necessary“ (S.60).

Die folgenden vierzehn Beiträge sind nicht durch Zwischenüberschriften und damit eine Binnengliederung geordnet und sie lassen in der Reihenfolge, in der sie gedruckt sind, auch kein Ordnungsprinzip erkennen. Es gibt Beiträge zum „Medienalltag in der Netzwerkgesellschaft“, zu „Rituale(n) bei der mediatisierten Kommunikation in Paarbeziehungen“, zur „jugend- und medienkulturelle(n) Rahmung religiöser Erfahrung auf dem XX. Weltjugendtag 2005 in Köln“, zum „Wandel einer japanischen Jugendkultur“ (dargestellt am Beispiel von „Visual kei“), zu „Körperpraktiken und Selbsttechnologien in einer Medienkultur“ oder zu „Chancen und Grenzen unterhaltender Politikvermittlung“. Ich vermisste Beiträge, die problembezogen oder thematisch aufeinander aufbauen, einander ergänzen oder auch widersprechen. Das hätte einigen der in den Beiträgen an-

gesprochenen Problemfeldern oder Themenbereichen ein schärferes Profil verliehen. Um zwei Beispiele zu nennen: Die „governmentality studies“ werden zwar mehrfach erwähnt, aber sie werden weder eingehender dargestellt, noch in ihrem Potenzial für die Medienanalysen genauer (und dann vielleicht auch durchaus kontrovers) diskutiert. Das zweite Beispiel: Der informative, historisch ausgerichtete Beitrag „Über den Zusammenhang von Werbung, Konsum und Zufriedenheit“ hätte z. B. in einem zweiten Beitrag mit Überlegungen dazu weitergeführt werden können, in welchen Diskursen, in welchen Kontexten und mit welchen Aporien Mediennutzung als eine Form des Konsums thematisiert wird.

Die Beiträge sind, wie in solchen Publikationen kaum anders zu erwarten, unterschiedlich, was ihren Umfang, aber auch was ihren informativen Gehalt und ihre analytische Präzision betrifft. Das wird man in einem solchen Format hinnehmen müssen. Es erschließt sich aber für den Leser nicht, welches Ziel mit dieser Publikation verfolgt wurde, an wen sie sich richtet, weshalb ein Buch daraus geworden ist.

Irmela Schneider

Heike Weber

Das Versprechen mobiler Freiheit

Zur Kultur- und Technikgeschichte von Kofferradio, Walkman und Handy
Bielefeld: transcript, 2008. – 361 S.

ISBN 978-3-89942-871-1

Nach der Digital- und Internet-Ära wurde in den letzten Jahren immer häufiger das *Mobil-Zeitalter* ausgerufen: Laptop und PDA sind in den Alltag eingezogen; seit dem Jahr 2000 nutzt in Deutschland die Bevölkerungsmehrheit das Handy. Miniaturisierung der Geräte, Unabhängigkeit vom Stromnetz und neue, insbesondere funkbasierter Übertragungstechniken machen ehemals stationäre Medien wie Computer und Telefon zu mobilen Medien. Entspannte Laptop-Nutzung am Strand, gesellige Handy-Nutzung im Café – so illustriert die Werbung die neue *mobile Freiheit*. Gleichzeitig wird pausenloser, allgegenwärtiger Mediengebrauch zunehmend auch als neue Unfreiheit erlebt und kritisch diskutiert.

Die hier besprochene Monografie von Heike Weber stellt aktuelle Debatten um den privaten und öffentlichen Umgang mit mobilen Medien in eine historische Perspektive: Sie analysiert, wie der zunächst stationär im Wohnzimmer rezipierte Hörfunk durch Koffer- und Autoradi-

os in den 1950er Jahren mobil wurde und wie sich mobiles Radiohören in den Folgejahren entwickelte. Zudem widmet sie sich den Tonträgern, die zunächst als Tonbänder und Schallplatten dem häuslichen Hören vorbehalten waren, bevor tragbare Kassettenrekorder und der Walkman seit den 1970er Jahren eine mobile Nutzung von Tonträgern erlaubten. In einer dritten Fallstudie geht die Autorin auf das seit Ende der 1990er Jahre verbreitete Mobiltelefon ein, das neben dem mobilen Telefonieren vor allem auch dem Austausch von Kurznachrichten dient. Nicht behandelt werden mobiles Fernsehen sowie mobile Computernutzung, was sicher auch den Rahmen der Arbeit gesprengt hätte. Einige Querverweise und eine Synopse, die mobile Nutzungsformen von Hörfunk, Tonträgern, Fernsehen, Computer und Telefon knapp vergleichend gegenüberstellt, hätten den Band, bei dem es sich um die überarbeitete Dissertationsschrift der Autorin handelt, jedoch sehr schön abgerundet. Das Buch fokussiert ausdrücklich die Verhältnisse in (West-)Deutschland, blickt manchmal vergleichend in Richtung USA oder Japan. Auch hier ist es schade, dass die Technikhistorikerin und Publizistikwissenschaftlerin Weber nicht zumindest in einigen Querverweisen gelegentlich auf die Situation in der ehemaligen DDR aufmerksam macht.

Originell und zukunftsweisend ist der theoretische Ansatz der Arbeit, den Weber zusammen mit ihrer Kollegin Gwen Bingle am Zentralinstitut für Geschichte der Technik an der TU München entwickelt hat. Ihr sog. User designs-Ansatz konzeptualisiert die Entwicklung von Medientechniken als „Wechselwirkung zwischen Nutzerkonstruktionen der Produktions- und der Konsumtionssphäre“ (S. 48). Mit Nutzerkonstruktionen bzw. Nutzerbildern (user de-signs) ist einerseits gemeint, welche Vorstellungen vom zukünftigen Mediennutzer auf Seiten der Technikentwickler vorherrschen (z. B. durch Markt- oder Trendforschung), und andererseits, wie die Mediennutzer selbst im Mediengebrauch ihre Rolle finden und den Medientechniken bestimmte Funktionen und Bedeutungen zuweisen, die von den Produzenten teilweise gar nicht vorgesehen waren. Der User de-signs-Ansatz überwindet den – oft kulturrealistisch gefärbten – Technikdeterminismus, der eine uns überrollende technische Ewigdynamik unterstellt, ebenso wie eine – oft allzu optimistische – Nutzerzentrierung, die völlig eigenmächtige und subversive Technikaneignungen durch die Individuen feiert. Statt dessen geht der Ansatz davon aus, dass sich kollektive Gebrauchsmuster in Abhängigkeit da-